

Unterwegs auf verworrenen Pfaden



Unterwegs auf verworrenen Pfaden

Eine Sammlung von Gedichten und Kurzgeschichten

für Freunde

von Willi Arlt
2007

Wiederkehr	Kurzgeschichte	Seite 4
Rosen	Gedicht	Seite 6
Späte Rechnung	Krimi	Seite 7
Der Herbst	Gedicht	Seite 18
Zwei Schelme	Kurzgeschichte	Seite 19
Hyänen	Gedicht	Seite 21
Jagosch	Kurzgeschichte	Seite 23
Platz der Erkenntnis	Kurzgeschichte	Seite 26

Die Geschichten und Gedichte sind ein Produkt dessen, was meine Gedanken so umtreibt. Daher der Titel. Viele Pfade kann ich selber nicht nachvollziehen, doch sie haben sich gebildet, so wie sich Träume in den Schlaf schleichen und manchmal die Nacht überstehen.

© 2007

Wiederkehr

Fünfeinhalb Jahre war er nun zur See gefahren. Die Hoffnung auf Exotik und Abenteuer, mit denen er seine Flucht vor sich selber rechtfertigte, waren schnell verflogen. Immer nur Häfen, oft genug nur von Bord aus, hatten seine Lust auf Weltreisen vertrieben.

Doch nun steht er hier am Kai und die Unruhe ist wieder da, wie vor seiner Abreise. Wie soll es weitergehen? Nicht einmal Karla ist gekommen. Zu anderen Zeiten hätte er sie nicht sehen wollen. Doch heute wäre sie ihm willkommen, wie ein Gewitterregen nach Lebenssaft austrocknender Hitze.

„Auch sie ist nicht gekommen.“

Mit einem Schulterzucken nimmt er die zwei Koffer, die sein Leben tragen und strebt der Stadt zu.

„Wo soll ich denn nun hin? Niemand will mich sehen. Vor meiner Flucht wollte jeder meine Nähe. Diese kleinen Idioten, die ohne meine Kreativität zu Nullen verkommen wären. Und Ina, für sie hab ich doch alles nur gemacht. Sie hat sich nicht mal bedankt. Und die Briefe? Ina, wenn du wüsstest, welche Überwindung sie gekostet haben. Vielleicht hätte ich etwas über Franco schreiben sollen. Doch über den hab ich doch genug gesagt. Hat denn niemand begriffen, welchen Einfluss er gewonnen hatte und wie er damit umging. Ich kann doch nicht der Einzige gewesen sein. Natürlich, das mit dem Auto war eine blöde Idee und ich hab sie bereut. Letztendlich war die ja auch entscheidend und nicht mehr zu revidieren. Obwohl, damals hat sie mir gefallen und war ja auch gelungen. Ich konnte doch nicht ahnen, dass dieser Blödmann die Scheißkarre verleiht. Mir hat er sie immer verweigert, obwohl er mir soviel verdankte.“

Er geht zum Taxistand und lässt den Fahrer sein Gepäck verstauen, während er sich in den Wagen setzt.

„Wo soll es hingehen?“

„Weiß noch nicht, fahren sie erst mal los, in die Innenstadt.“

Der einzige Anlaufpunkt den er sich vorstellen kann, ist bei Hanno. Der Einzige, der seine Briefe beantwortet hatte, auch wenn sie nur Vorwürfe enthielten. Auch waren sie in den letzten zwei Jahren ausgeblieben.

„Fahren sie zur Josefstraße!“

„Die ist lang.“

„Handke und Mendel.“

„Gibt's nicht mehr. Heißt jetzt Mendel Consulting“

„Ja dann!“

„Hanno Mendel, na so was. Er wird mich nicht gleich rauswerfen, er hat mir viel zu viel zu verdanken. Und wenn er mich nicht sehen will? Vielleicht hat er die Flucht ergriffen, als er meine Nachricht bekam oder hat er sie nicht bekommen?“

Auf einen Fingerzeig hin, lenkt der Fahrer seinen Wagen an die Bordsteinkante und entlässt den Gast.

Er geht mit zögerlichem Schritt auf das Haus mit der glänzenden Glasfassade zu und betritt dann das Foyer.

Von der Empfangstheke kommt ein Mann auf ihn zu, den er nicht kennt.

„Herr Trautmann?“

„Ja.“

„Darf ich sie bitten, mir zu folgen?“

Er folgt dem Unbekannten, obwohl ihm nicht klar ist, ob er es tun soll. Gemeinsam gehen sie in einen kleinen, gemütlich wirkenden Raum, wo er aufgefordert wird, zu warten.

„Ich will nicht warten.“

„Bitte nur einen Augenblick.“

Er stellt seine Koffer mitten in den Raum und wirft seine Jacke über einen der Sessel, die sich um einen kleinen Tisch gruppieren. Unschlüssig sieht er sich um, doch seine Gedanken weilen in der Ferne.

Plötzlich geht die Tür auf und drei Leute stürmen rein.

„Hallo Mischa, schön das du da bist.“

Nun sind alle da, die er am Kai erwartet hatte. Ina die Schöne, Hanno der Elegante und Karla die Schüchterne.

„Ich hatte gehofft, dass mich jemand abholt.“

„Wir wussten doch nicht, wann du kommst. Kein Zeitpunkt,“ antwortet ihm der elegant gekleidete Mann, der ihn umarmt.

„Und meine Briefe habt ihr auch nicht beantwortet.“

„Mischa, wir wollten dir alle schreiben, doch wohin denn. Du hattest das Schiff gewechselt.“

„Hab ich doch geschrieben, oder?“

„Nein, hast du nicht“, eine blondierte Frau im feinen Hosenanzug umarmt ihn und gibt ihm einen Kuss auf die Wange. „Hier hat sich soviel getan. Es wird dir gefallen.“

„Was ist mit Handke?“

„Komm, setzen wir uns erst mal, Fritsch bringt uns was zu trinken“, unterbricht Hanno.

„Wer ist Fritsch?“

„Der Mann vom Empfang.“

„Was ist mit Handke?“

„Ach Mischa“, antwortet die Blondine. „Der ist Vergangenheit. Nach dem Unfall war der nicht mehr zu gebrauchen. Hanno macht das alles nun alleine und sehr gut.“

Dabei setzt sie sich zu Hanno auf die Armlehne des Sessels. Dessen Hand legt sich auf ihren Schenkel.

„Ja, ich sehe, er ist nun der Boss hier.“

„Willst du wieder bei uns anfangen?“ fragt Hanno.

„Was ist mit Franco?“

„Der ist weg. Handke hat ihn entlassen, nachdem der ihm die Schrottkarre überlassen hat und damit maßgeblich an dem Unfall Schuld war. War sowieso eine Flasche.“ Ina, die Blondine macht eine wegwerfende Handbewegung.

„Was ist nun?“ Hanno sieht ihn auffordernd an. „Bist du dabei?“

„Nein.“

Er nimmt seine Jacke und die Koffer und verlässt grußlos das Zimmer.

Ina und Hanno sehen sich erstaunt an. Karla, die noch nichts sagte, geht ihm nach.

„Schön, dass du wieder da bist“, raunt sie ihm ins Ohr und unterstreicht es mit einem zarten Kuss.

Rosen

Den Rosen gleich das Leben zieht
Durch Jahre und Jahrzehnt.
Der Blütenduft ist wie es liebt
Und es die Lieb' ersehnt.

Dornen schmerzen doch sehr oft
Und Blut topft aus den Wunden.
Die Wunden heilen wie erhofft,
Doch Narben lang noch künden.

Den Rosen gleich das Leben ist,
Duft, Farbe, bunte Ranken
Im Winter kahl, braun und trist
Doch sommerfrisch in Gedanken.

Späte Rechnung

Verächtlich legt Beate Isenberg den Brief mit den aufgeklebten Buchstaben zur Seite. Es ist der dritte in dieser Woche, oder besser gesagt, seit ihr Mann, Prof. Dr. Isenberg, verschwunden ist.

„Von mir aus könnt ihr den alten Geizkragen behalten. Doch wenn ihr ihn umbringt, dann legt ihn wenigstens irgendwo ab, damit jeder sehen kann, dass er tot ist. Vor allem die Versicherungen,“ denkt sie bei sich und wirft einen bitterbösen Blick zu dem Ölschinken, der an der Wand der Bibliothek hängt.

Der zeigt einen bulligen Mann, der selbstsicher vor dem Maler posiert. Das Bild ist genauso altmodisch und muffig, wie das ganze Zimmer, mit seinen dunklen, erdrückenden Möbeln und den staubig wirkenden Sesseln. Doch das ist der Stil, den der alte Akademiker immer gepflegt hat. So, wie es in vergangenen Zeiten gewesen ist. Der Herr Professor als Respekt einflößende Gestalt, die immer Recht hat und von allen hofiert werden muss.

Beate geht zu dem ausladenden Schreibtisch und greift den Hörer des veralteten Telefons, welches schon seit Jahrzehnten seinen Dienst verrichtet. Sie wählt eine Nummer, die sie von einem Zettel abliest.

Während sie dem Freiton zuhört, denkt sie über die Schandtaten des allseits so geachteten Professors nach. Wie er vor knapp zwei Jahren seine Lebensversicherung frühzeitig kündigte, um so flüssiges Geld in die hoffnungsvoll boomenden „Neuen Märkte“ zu investieren. Nicht ohne ihr dabei den Verlust der Sicherheit, nach seinem Ableben, vorzuhalten. Von dem erhofften Gewinn würde sie nichts bekommen, da sein Erbe schon aufgeteilt ist und ihr nur ein Bruchteil davon zusteht. Die Lebensversicherung zu ihren Gunsten, war in besseren Zeiten ausgehandelt worden, als sie ihn noch bei seiner Männlichkeit packen konnte. Doch diese war ihm bei ihr abhanden gekommen. Wenn sie doch noch einmal zum Vorschein kam, dann nur bei blutjungen Frauen, die sich ihren Unterhalt mit solchen unappetitlichen „Vergnügungen“ verdienten.

„Hallo, hier Isenberg, Beate Isenberg“ spricht sie in den Hörer, als sich endlich jemand an der anderen Seite der Leitung meldet.

„Ach, Frau Isenberg“, erwidert Pelle Braun, der diensthabende Polizist bei der Kripo Aachen. „Was kann ich für sie tun?“

„Ich hab schon wieder so einen verdammten Brief bekommen, er lag eben vor der Tür, als ich nach Hause kam.“

„Wir kommen vorbei und sehen uns das Ding mal an, warten sie bitte auf uns.“

Der Polizist legt den Hörer in die Mulde des Fernsprechgerätes, das sich doch so total von dem unterscheidet, mit welchem er zuvor verbunden war. Er geht einige Schritte zu einer Bank, die an einer Seite des Büros steht. Dort liegt, langausgestreckt und mit einem nassen Tuch auf der Stirn, sein Kollege Inspektor Fritz Schlader. Von allen nur „Schlager“, genannt, weil er im Büro immer den Radiosender hört, der nur deutsche Schlager sendet, was allen anderen Kollegen so auf die Nerven geht.

„Eh, Schlager, die Isenberg hat wieder einen Brief bekommen“, stört Braun seinen Teamgefährten.

„Ist mir egal, das macht meinen Kopf auch nicht klarer“, jammert der Liegende und wendet sein Gesicht zur Wand hin.

„Nun nimm endlich eine Tablette, ist ja nicht mehr mit anzusehen, wie du dich quälst.“

„Scheiß Migräne. Hol mir mal bitte das Röhrchen und ein Glas Wasser.“

„Sonst noch was?“

„Bitte.“

Die Polizisten sitzen im Dienstwagen, Pelle Braun fährt, während Fritz Schlader daneben sitzt und immer noch den Lappen gegen seine Stirn drückt. Sein Gesichtsausdruck ist alles andere als ausgeglichen.

„Was haben wir denn jetzt über den Fall?“ erkundigt sich der Inspektor mit müder Stimme.

„Ich war heute Morgen unterwegs und hab einige von unseren Lieblingen abgefangen. Die sollen sich mal umhören.“

„Du glaubst das bringt was?“

„Wenn der Prof wirklich entführt wurde und das von Leuten aus Aachen eingefädelt wurde, dann erfahren die was, da bin ich mir sicher.“

„Ob die das dann auch ausspucken, bleibt aber abzuwarten.“

„Die brauchen noch Pluspunkte, die können sie machen. Bei dem Minuskonto das die haben.“

„Sind aber einige von den kapitalen Hirschen dran beteiligt, reden die gar nichts.“

„Da hast du Recht, doch ein Versuch ist es wert. Auch hab ich so ein Gefühl, dass was anderes als eine Erpressung dahintersteckt. Die Briefe sind so allgemein gehalten, keine Forderung. Nur der Hinweis, wir sollen uns da raushalten. Und ob da so viel zu holen ist, bezweifle ich ebenso. Die Frau wird nicht viel rausrücken, die ist froh, wenn der Alte nicht mehr wiederkommt.“

„Wie kommst du dazu?“

„Ich kenn die Frauen, reden und denken sind zwei verschiedene Sachen bei denen, doch die Körpersprache verrät sie. Und die Isenberg hat sich bei unserem ersten Besuch schon verraten.“

„Ja, ja, du und die Frauen. Verschon mich bitte damit. Ist heute schon was von der Spurensuche gekommen?“

„Die haben noch nichts. Die Briefe geben nichts her. Mal sehen, was der von heute bringt, doch scheint der Entführer ein Auge auf seine Machenschaften zu haben, damit nichts auffällt.“

Professor Isenberg sitzt gefesselt auf einer Matratze in der Ecke eines dunklen Raumes. Auch wenn Licht da wäre, könnte er nichts erkennen, da sein Kopf in einem Sack steckt, der zwar etwas Licht an die Augen lässt, jedoch nicht durchsichtig ist. Jede Bewegung lässt ein Söhnen über seine Lippen kommen, da die Fesselung recht stramm sitzt und die Haut an seinen Hand- und Fußgelenken aufgescheuert hat. Hinzu kommt ein penetranter Faulgeruch, von immer feuchtem Mauerwerk und der Anwesenheit diversen Ungeziefers. Letzteres macht sich durch Knistern und Knabbern bemerkbar, welches sich in der näheren Umgebung abspielt. Dauernd hat der Professor das Gefühl gleich von hungrigen Ratten angegriffen zu werden. Obwohl er noch nichts gespürt hat, schlägt er seine gebundenen Beine des Öfteren seitlich auf den Boden, um die Quälgeister zu vertreiben.

Seine Gedanken beschäftigen ihn seit seiner Gefangennahme mit dem Grund dieser Aktion. Die Entführer hatten ihn abends an einem Geldautomaten abgefangen und mit einiger Gewalt in einen alten Kombi geworfen. Seltsam war, dass sie sein Geld nicht genommen hatten, obwohl er es unter ihrer Beobachtung in die Brieftasche gesteckt hat. Wahrscheinlich liegt es dort immer noch.

Verpflegt wird er von einem maskierten Mann, der zur Fütterung den Sack entfernt, aber eine grelle Lampe in seine Augen scheinen lässt. Dann bekommt er einen pampigen Brei in den Mund geschoben, der undefinierbar schmeckt, jedoch nicht schlecht und sättigt. Nach einigen kurzen Minuten wird dann sein Kopf wieder verummmt. Nicht ein Detail hat er bisher erkennen können. Auch wurde noch kein Wort mit ihm gesprochen. Daher ist ihm der

Beweggrund seiner Entführung schleierhaft. Er hat schon Geld angeboten, doch keine Antwort darauf bekommen. Es muss etwas Besonderes sein, redet er sich ein, doch an sein Leben wollen sie wohl nicht, denn auf sein leibliches Wohl wird geachtet, sieht man von den Schürfwunden ab. Auch diese werden mit Salben behandelt, was nur bedingt hilft. Seine Notdurft kann er auf einem transportablen Toilettensitz verrichten, wobei auch die Hygiene eingehalten wird.

Während er so über seine Situation sinniert, hört er ein Geräusch auf dem Flur. Dies ist ein anderes, als die Tage zuvor. Es sind die Schritte von mehr als einem Mann und dazu kommt das Schleifen eines Gegenstandes. In der Nähe wird eine Tür aufgestoßen und etwas in eine Ecke geworfen, ähnlich wie seine Ankunft hier in dem Verlies. Beim Aufprall ist ein Stöhnen zu vernehmen. Es wurde wahrscheinlich ein weiterer Gefangener gebracht.

„Wer mag das sein“, fragt sich Isenberg, „ob der was mit mir zu tun hat, vielleicht ein Bekannter?“

Doch nach kurzer Zeit ist es wieder still und der Gefangene lauscht, ob er etwas von seinem Zellennachbarn hört. Doch nur ein leises Scharren ist zu hören.

Unter den Bäumen am Kaiserplatz herrscht gelangweiltes Gedränge. Die Junkies stehen in Gruppen zusammen und unterhalten sich. Es ist immer das gleiche Thema, Drogenbeschaffung oder vielmehr Geldbeschaffung, da dies das andere einschließt. Hin und wieder hört man einen kurzen lauten Disput, der jedoch gleich wieder von Nebenstehenden unterdrückt wird. Es ist ein abgerissener Haufen Menschen, die sich hier, wie jeden Tag, rumtreibt. Die vorbeieilenden Passanten betrachten sie nur verächtlich aus den Augenwinkeln, um nur ja nicht deren Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Hunde laufen umher und balgen sich an den wenigen freien Plätzen.

Etwas abseits stehen drei Typen zusammen und unterhalten sich leise. Es sind zwei verlotterte Männer in schmutziger verkommener Kleidung. Der eine, „Hinker“ genannt, ist groß und bullig und um einige Jahre älter wie sein Pendant, „Flipper“ gerufen, der klein und sehr schlank ist.

Der Dritte steht im krassen Gegensatz zu den beiden Gesprächspartnern. Er ist sauber gestylt in schwarzer Lederkleidung, der man den hohen Preis ansieht. Dazu hat er eine auffallende gelbe Mütze auf dem Kopf, seinem Markenzeichen. Sein Name, Max Frei, ist wenigen Leuten bekannt. Er wird von seinen Bekannten, und das ist fast die ganze Stadt, nur „Schäele Pott“ genannt. Woher der Name kommt, weis niemand so genau, er selber sagt nichts dazu. Durch seine offene Art, jedermann zu jeder Gelegenheit anzusprechen und dann eine gepflegte Unterhaltung zu führen, hat ihn bekannt gemacht. Auch wenn man ihm eine gewisse Zugehörigkeit zum Rotlichtmilieu nachsagt, gibt ihm das eine gewisse pikante Note, die den mehr oder weniger prominenten Zeitgenossen anspricht. Womit er seinen Lebensunterhalt bestreitet ist vielen unbekannt. Dabei ist dieses Unterfangen gar nicht so anrühlich, wie einige meinen. Er arbeitet, wenn er denn will oder muss, überall, wo kurzfristig eine Hand gebraucht wird. Durch seine Kontakte, auch zu den Unternehmern der Stadt, ist es meist ein Job, bei dem man sich nicht schmutzig macht. Während des Gespräches dreht er sich hin und wieder zur Seite und stößt einen trockenen, verkrampften Husten raus.

Der Ledergekleidete löst sich von der kleinen Gruppe, verabschiedet sich nur kurz durch einen kleinen Wink und steuert eine Bank an, auf der eine junge Frau sitzt. Sie krümmt ihren Körper und zieht die Beine an den Leib.

„Hallo Iri“, grüßt der Ankommende mit sanfter Stimme, die Sitzende. „Wie geht es dir heute?“

Dabei streicht er ihr liebevoll über das lange, strähnige Haar. Seine Geste wird jedoch nicht anerkannt. Die Frau entzieht sich seiner Berührung.

„Scheiß Frage, Schäele. Es ist fast nicht auszuhalten, “ antwortet die Gefragte mit gequälter Stimme.

„Hast du noch Tabletten?“

„Nö, hab keine Kohle mehr.“

„Ich hol dir welche, warte nur etwas.“

„Nicht zu viele, die werden mir doch nur geklaut.“

„Das soll sich einer wagen“, bemerkt Max, und man hört es seiner Stimme an, dass er dies auch so meint.

Fritz Schlader und Pelle Braun, die zwei Kripoleute, verlassen die pompöse Villa von Professor Isenberg, die im Stadtteil Ronheide liegt und von ebensolchen Wohlstandszeugen umgeben ist.

„Und, was meinst du?“ fragt Pelle Braun seinen Kollegen, während sie zum Auto gehen.

„Die blöden Briefe, die kann er sich auch behalten, immer der gleiche Text.“

„Ist dir aufgefallen, wie herablassend die über ihren Mann redet? Ich hab das Gefühl, die hat mit seinem Verschwinden zu tun.“

„Das glaub ich nicht, der ist nur egal, ob er gefunden wird.“

Als die beiden kurz vor ihrem Wagen sind, ertönt die Melodie von „blue spanish eyes“, der Anrufmelodie von Schladers Handy. Kompliziert holt er es aus seiner Hosentasche und nimmt den Anruf entgegen. Während er zuhört, lehnt er sich gegen den Kotflügel des Wagens. Pelle Braun steigt in der Zeit schon ein. Nach kurzer Zeit ist das Gespräch beendet und Schlader setzt sich dazu.

„Was dienstliches?“ fragt der Fahrer.

„Kann man wohl sagen. Es gibt noch eine Entführung.“

„Was? Wer denn?“ Pelle Braun ist erstaunt und macht den gerade gestarteten Motor wieder aus.

„Ein Dr. Meinberg. Seine Tochter hat sich im Präsidium gemeldet. Wir fahren mal sofort zu ihr, ist nicht weit, gleich um die Ecke.“

Die Polizisten stellen den Wagen unter hohen Bäumen ab und gehen nebeneinander über die Strasse zu dem Grundstück mit dem schmiedeeisernen Tor. Nur eine Sekunde müssen sie warten, nachdem die Schelle betätigt wurde. Eine Frauenstimme fragt nach, wer dort steht. Fritz Schlader meldet sich und gibt den Grund ihres Besuches an. Sogleich wird die Tür freigegeben. An der Haustür werden sie von einer eleganten Frau erwartet. Pelles Frauenblick sagt ihm gleich, dass sie Mitte dreißig ist. Es ist die Art Frau, die ihm nicht gefällt, da er bei solchen Frauen nicht landen kann. Die verkehren nur mit ihres gleichen.

„Das ist mein Kollege Braun“, stellt Schlader ihn vor. Er ist hingerissen von der Eleganz der Dame, was seinen Bewegungen und dem Tonfall seiner Stimme einen linkischen Beigeschmack verleiht. Er wirkt unsicher.

Sie bittet die zwei herein und führt sie durch den großen Flur noch hinten in den Wintergarten. Die Frage, ob sie etwas trinken möchten, wird verneint. Nachdem alle drei sitzen, beginnt die Frau zu erzählen.

Sie hatte sich am vorigen Tag mit ihrem Vater, dem Herrn Dr. Dr. Meinberg, für den heutigen Tag verabredet. Da er aber nicht erschienen war, hatte sie sich Sorgen gemacht. Es war nicht seine Art, eine Verabredung zu vergessen, erst recht nicht wenn es mit ihr war. So hatte sie sich zu seinem Haus begeben, in dem er allein lebt. Die Tür war verschlossen und die Alarmanlage eingeschaltet. Ein Blick in die Garage hatte ihr genügt, festzustellen, dass der große Wagen fehlte. Ein Anruf im Klinikum informierte sie, das ihr Vater an diesem Tag

nicht da sei. An diesem Tag hat er auch keine Termine. Er wurde wenn überhaupt erst gegen Abend erwartet, wenn er noch den einen oder anderen Besuch bei bestimmten Patienten machen würde. Doch diese Visiten waren rein seine eigenen Wünsche, sie waren nicht vorgeschrieben und würden auch nicht berechnet, versicherte man ihr. Auch ein Anruf auf seinem Handy gab keine Erkenntnisse. Als sie dann nicht mehr weiter wusste, hatte sie noch einen Blick in den Briefkasten geworfen. Dort lag nur ein einzelner unfrankierter Umschlag. Da er keine Anschrift trug, hatte sie ihn geöffnet.

Margot Regen-Meinberg, steht auf und holt den Brief, der auf einer Kommode liegt und gibt ihn Fritz Schlader.

Der nimmt vorsichtig das einzelne Blatt aus dem Kuvert. Es ist die gleiche Machart, die sie heute schon einmal gesehen haben. Auch wieder nur die Nachricht, dass Dr. Meinberg nicht nach Hause käme und man sich keine Sorgen machen müsse. Nur die Polizei solle aus dem Spiel bleiben. Keine weiteren Forderungen und keine Unterschrift.

„Frau Meinberg“, beginnt Fritz Schlader.

„Regen-Meinberg“, verbessert die Angesprochene.

„Entschuldigung, Frau Regen-Meinberg, wer kann an der Entführung ihres Herrn Vaters ein Interesse haben? Was macht er privat oder beruflich, dass so etwas auslösen könnte?“

„Mein Vater hat kein Privatleben, er lebt für seinen Beruf. Er ist Arzt, Spezialist für Harnwegserkrankungen und Transplantationschirurgie. Eine anerkannte Koryphäe auf diesen Gebieten.“

Man hört den Stolz aus ihrer Stimme.

„Könnte denn in dem Zusammenhang mit seinem Beruf diese Entführung stehen?“

„Ich kann mir da nichts vorstellen, tut mir leid. Und wie gesagt, privat lebt mein Vater total zurückgezogen.“

„Und doch hat man ihn entführt, wie es der Brief besagt,“ wirft Pelle Braun mit einer herablassenden Stimme.

Die Frau überhört seinen Sarkasmus und macht ihnen deutlich, dass sie nichts über die Gründe sagen kann.

Die Polizisten verabschieden sich und nehmen den Brief mit.

Am Kaiserplatz, wo die Drogenszene ihre tägliche Betriebsamkeit ausübt, ist es an diesem Tag recht ruhig. Das regennasse Wetter, das seit der Nacht die Sonne vertrieben hat, lässt die empfindlichen Junkies frieren. Sie stehen näher als sonst zusammen und schweigen sich an. Nur die Hunde empfinden anders, sie tollern wie immer umher. Die Passanten sehen noch mürrischer nach dem Abschaum, wie sie das Strandgut der Gesellschaft nennen.

Irene Trauf, die Streunerin mit den langen strähnigen Haaren sitzt auf ihrem Stammplatz ganz alleine. Sie hat eine alte, fleckige Decke um die Schultern gelegt. Ihre Lippen sind blau, die Wangen bleich und die Augen rot. Ein kontrastreiches Farbenspiel in diesem gequält wirkenden jungen Gesicht. Ihre Augen starren ins Leere. Selbst als ihr einziger Freund, „Schäele Pott, auf sie zusteuert, rührt sie sich nicht. Er setzt sich neben sie und nimmt sie in den Arm. Er weis, das Worte in dem Zustand, in dem sie sich befindet, fehl am Platze sind. Wie oft hat er ihr angeboten in seiner Wohnung zu bleiben, doch sie will ihre Freiheit nicht aufgeben, wie sie sagt. So quält sie sich in dieser herum, ohne sie genießen zu können.

Seit einem Jahr geht das nun schon. Eine Niereninfektion hat ihren Körper zu einem Wrack gemacht. Aus einer lustigen, sorglosen jungen Frau wurde eine bedauernswerte Ruine. Jeder Fremde, der sie sieht, vermutet die Drogensüchtige in ihr. Doch Drogen, zumindest harte, hatte sie nie genommen. Hin und wieder etwas Hasch, das hat sie ihrem Geist zugemutet, doch von den Bewusstsein zerstörenden Sachen hat sie die Finger gelassen. Die Drogenszene hatte sie angezogen, doch nur deren Lebensstil, den sie falsch interpretiert hatte.

Sie hatte diese Leute aus einem romantischen Blickwinkel gesehen. Ein Künstler hatte sie zuerst mitgenommen. Dieser Mann hatte es ihr angetan, mit seiner Kreativität und seiner Lebensweise. In ihren Augen besaß er die Freiheit, die sie suchte. Keine Zwänge und wenig Wünsche. Das seine Wünsche und sein Wille ganz auf die Beschaffung von Drogen fixiert war, das hatte sie übersehen. Sie war vollkommen überrascht, als sie ihn tot in seinem Atelier fand, mit einer Spritze im Arm. Da sie nun alleine war, hielt sie an der Umgebung fest, in der sie mit ihrem Maler glücklich war. Doch der Geldmangel und die andauernde Kälte in dem alten Gemäuer mit seiner Feuchtigkeit, hatten ihrer Gesundheit geschadet. Eine nicht auskurierte Nierenbeckenentzündung hatte ihre Nieren fast völlig zerstört. Nach einem Zusammenbruch auf offener Strasse war sie ins Klinikum eingeliefert worden, wo man ihre Krankheit diagnostizierte. Man gab ihr nur Hoffnung bei einer Transplantation, da sie die Dialyse, welcher sie sich alle drei Tage unterzieht, nicht verträgt. Bei ihrem ersten Besuch im Klinikum, hatte sie Schäele Pott kennengelernt, der ihre Situation erkannt hatte und sich ihrer annahm. Was sie nicht richtig registriert hatte, war, dass er sich in sie verliebt hatte. Sie verbannte den Gedanken aus ihrem Kopf, da sie ihre Freiheit gefährdet sah. Doch inzwischen ist er der einzige Mensch, an den sie sich wenden kann.

„Schäele, ich glaub, ich kann das nicht mehr lange mitmachen“, stöhnt sie nach einer Weile der Stille. Dabei sieht sie ihn mit ihren rotunterlaufenen Augen traurig an.

„Mach dir keine Sorgen, in wenigen Tagen geht es dir besser“, tröstet der Mann sie.

„Ich glaube nicht mehr dran.“

„Du wirst sehen, hab ich dich auch nur einmal belogen?“

Plötzlich dreht sich die junge Frau zur Seite und ihr Kopf fällt auf seinen Arm, den er hinter ihrem Nacken postiert hatte. Erschrocken sieht er ihr in die Augen. Sie ist ohnmächtig geworden. Schnell legt er sie behutsam auf die Bank. Aus der Tasche zieht er ein Telefon und ruft den Notarzt.

Fritz Schlader sitzt über einer Mappe mit Akten, die er überfliegt. Dabei schüttelt er mit dem Kopf, es ergibt alles keinen Sinn. Zwei entführte Professoren, kein Motiv und keine Forderungen. Würden die Entführer doch nur Geld verlangen, dann könnte man über eine Falle bei der Übergabe nachdenken. Doch so laufen alle Gedankenspiele ins Leere.

Pelle Braun kommt herein. Er wirft seine Jacke über einen Kleiderhaken und geht zur Kaffeemaschine, die in einer Ecke versteckt steht.

„Scheiß Sommer“, jammert er, während er sich eine Tasse einschenkt und in kurzen, schlürfenden Schlucken trinkt. Dabei schlendert er zu seinem Platz am Schreibtisch.

„Ich hab zwei von meinen Freunden getroffen“, erzählt er nach einer Weile von seinem Ausflug in die Stadt.

Fritz Schlader sieht von seiner Akte fragend auf.

„Es geht ein Gerücht rum. Es wird von Entführung gesprochen und von einem Zusammenhang mit dem Klinikum.“

„Wo besteht denn da ein Zusammenhang? Nur weil der Meinberg dort praktiziert?“

„Es ist doch gar nicht bekannt, dass der entführt wurde. Es hat wohl jemand etwas darüber erzählt, vielleicht im Suff oder im Delirium. Ich hab nicht rausbekommen, wer das war, ist über zu viele Ecken gegangen.“

„Dann sollten wir mal da ansetzen, haben ja sonst nichts.“

„Gut, vielleicht hör ich ja in der nächsten Zeit mehr. Wenn die ersten Worte gefallen sind, gibt es auch noch mehr. Ich hab die Jungs sensibilisiert in der Beziehung.“

Die Kripobeamten gehen ins Foyer des Klinikums. Sie wenden sich direkt an die Information, wo sie sich den Weg in die Urologie zeigen lassen.

„Jetzt bin ich doch schon so oft hier gewesen, doch kann ich mich an das Gebäude nicht gewöhnen“, bemerkt Fritz Schlader, während sie zu dem genannten Aufzug gehen.

„Ich find das ganz faszinierend. Das sieht doch nach High Tech Medizin aus. Wie eine Krankenfabrik.“

„Eben, wie eine Fabrik, nicht wie etwas menschliches.“

Nach einigen Minuten erreichen sie die gesuchte Station. Sie hatten sich vor ihrer Abreise vom Präsidium dort angemeldet. Den Grund ihres Besuches hatten sie unterschlagen.

Nachdem sie sich an der Stationsinformation gemeldet haben, werden sie von einer freundlichen jungen Krankenschwester zu einem Büro geleitet, in dem sie von einer älteren Sekretärin begrüßt werden.

Sie bekommen Antworten auf ihre Fragen nach dem Wirkungskreis von Dr. Meinberg. Doch Gründe für seine Entführung können nicht beantwortet werden. Auch hier wird seine völlige Abkehr vom Privatleben hervorgehoben. Der Arzt verbringt den meisten Teil seines Lebens hier im Klinikum.

Fitz Schlader befragt einen zufällig eintretenden Assistenzarzt nach einer Möglichkeit aus seiner beruflichen Tätigkeit einen Grund abzuleiten. Doch der junge Mediziner meint, Dr. Meinberg würde über jeden Zweifel erhaben sein. Es gäbe niemanden, der ihm einen Kunstfehler nachsagen könnte und deshalb entführt hätte. Auch könnte man seine Entscheidungen nicht beeinflussen durch ein derartiges Manöver. Sicher wären einige Patienten daran interessiert, bei einer Transplantation bevorzugt zu werden, doch gäbe es sehr strenge Bestimmungen in dieser Hinsicht, was eine Manipulation ausschließe.

Die Polizisten verabschieden sich nachdenklich und verlassen das Büro.

Auf dem Flur kommt ihnen eine auffällige Gruppe entgegen. Auf einer Krankenrollliege befindet sich eine junge Frau, die an einigen Schläuchen angeschlossen ist. Geschoben wird der Wagen von einem Pfleger. Daneben läuft ein Mann in Lederkleidung und einer auffallend gelben Mütze. Letzterer ist sehr besorgt um die Kranke.

In einem Bistro, nahe der Antoniusstr, ein Treff von allerhand zwielichtigem Gesindel, stehen einige Männer an der Theke. Der Tag geht zur Neige und der Alkohol hat die Zungen der Anwesenden gelockert. Ein schwächlicher, verlebt aussehender Mann in abgerissener Kleidung sucht die Nähe der Gruppe. Ganz beiläufig erzählt er von der Entführung der zwei Akademiker. Als die Namen Meinberg und Isenberg fallen, dreht sich einer der Dastehenden, ein älterer Mann mit stattlicher Statur, zu ihm hin.

„Ach, die Berge, wie schön“, bemerkt er mit einem leichten Grinsen.

„Wieso Berge?“ hakt der Schmale nach. Dabei drängt er sich unauffällig näher.

„Das war damals eine feine Gesellschaft, nur studierte Leute in dem Club. Ich hab denen dann abends war zum Vernaschen besorgt, natürlich ganz diskret. Und die Berge, Meinberg und Isenberg waren die liebsten. Zweimal war ich kurz davor denen eins auf die Fresse zu geben, so hatten die meine Pferdchen behandelt. Doch dann stimmte der Preis und wir waren beruhigt. Eine ganz üble Bande.“

„Aber das machen doch viele von diesen feinen Pinkeln“, hält der Frager das Gespräch aufrecht.

„Alle, doch dann ist was passiert, das nicht so geplant war. Meine Mädchen waren es ja gewohnt etwas fester angepackt zu werden, doch da war eine Feier in dem Club, da waren den zwei meine Damen nicht mehr fein genug. Die haben sich dann eine von der Bedienung vorgenommen. Eine Klassefrau, muss ich schon sagen, doch die wollte nicht mitmachen, da haben sie die gezwungen.“

„Damit sind die durchgekommen?“

„Erst nicht. Die Kleine ließ sich nicht kaufen und hat die zwei angezeigt. Doch da gab es einen Oberstaatsanwalt, der wollte unbedingt in den Club und hat den Fall einfach abgewürgt. Wie der das gemacht hat, weis ich nicht. Jedenfalls hab ich nichts mehr davon gehört. Der Club hat noch einige Zeit so weitergemacht wie vorher, nur die Berge sind nicht mehr so wild gewesen. Der Vorfall hat sie wohl doch schockiert. Das kannten die nicht, das sich jemand gegen sie stellt.“

„Was war denn mit der Frau?“

„Weis ich nicht, hat mich auch weiter nicht gejuckt.“

„Wie hieß die denn?“

„Du bist ganz schön neugierig, du Nase. Was interessiert dich das?“

„Nur so, Wenn du schon die Geschichte erzählst“, bemerkt der Neugierige in einem abwertenden Ton.

„Fern, Almut Fern. Hab mich damals um sie bemüht, kurz nachdem das da war. Doch die war viel zu hochnäsig, nichts für mich.“

Der Schmale hat genug gehört, unauffällig verzieht er sich aus der Kneipe. Der Auskunftgeber hat seine Geschichte schon wieder vergessen und widmet sich seinem Bier.

Schäele Pott sitzt am Bett von Iri und hält ihre Hand. Leise spricht er mit ihr, doch sie kann es nicht hören. Seit ihrem Zusammenbruch auf der Bank, ist sie nicht mehr zu sich gekommen. Die Sanitäter und der Notarzt hatten sie an Ort und Stelle versorgt und dann direkt ins Klinikum geschafft. Nachdem sich ein Arzt um sie gekümmert hatte, wurde sie an allerhand Schläuche und Kontrollgeräten angeschlossen. Auf dem Flur hatte Schäele Pott sich dann mit dem Arzt unterhalten. Dieser machte ihm wenig Hoffnung. Die einzige Möglichkeit sie zu retten, war eine Nierentransplantation. Doch die sei im Moment nicht möglich, da keine geeignete Niere zur Verfügung steht. Daraufhin hat er sich noch kurz zu der Kranken ans Bett gesetzt, um dann schnell die Klinik zu verlassen.

Der Kaffee dampft in den Tassen der Polizisten. Pelle Braun ist ganz zufrieden mit sich und hat einen seiner Schokoriegel, die er auf Vorrat in seiner Schublade hortet, spendiert. Kurz zuvor hat er einen Anruf von einem seiner Informanten bekommen. Die Geschichte von dem Club der Akademiker ging von Mund zu Ohr. Sofort danach hatten die beiden Kripobeamten einen ihrer Hilfskräfte ins Archiv geschickt, um Einzelheiten zu erfahren.

„Die Geschichte liegt aber schon weit zurück“, bemerkt Fritz Schlader, nachdem er den letzten Rest des Schokoriegels in den Mund geschoben hat, mit vollem Mund.

„Ja, schon, doch das ist ein Zusammenhang zwischen den beiden und auch noch eine offene Rechnung“, entgegnet sein Kollege, während er seine verklebten Finger ableckt und dann mit einem Taschentuch abreibt.

„Gesetzt den Fall, es wäre so, dann müsste doch etwas aus dieser Entführung resultieren. Eine Forderung nach Strafe oder eine Gutmachung mittels Geld.“

„Vielleicht gibt es eine Forderung, von der wir nichts wissen“, wirft Pelle Braun ein.

„Du meinst, die Frauen sagen nicht alles?“

„Währe doch möglich. Die unterrichten uns über die Entführung, wollen sich aber eigene Möglichkeiten offen lassen.“

„Du meinst, wenn wir nichts erreichen, helfen sie sich selber?“

„Könnte doch sein.“

Während die beiden noch diese neue Erkenntnis überdenken, kommt ein Mitarbeiter herein und legt Schlader eine Mappe hin.

„War nicht allzu viel zu bekommen. Da hat der alte Löffler ganz schön rumgewirbelt. Fast alle Unterlagen sind verschwunden, wenn es denn welche gab,“ unterrichtet er die

Wartenden. „Ich hab nur etwas über eine Almut Fern gefunden. Da war eine Befragung, im Zuge einer Anzeige. Über das Ergebnis steht nichts drin. Ist wohl alles vernichtet. Die Frau hat einige Jahre später geheiratet und hieß dann Trauf. Die hat eine Tochter, Irene Trauf. Die ist aber älter als die Hochzeit der Frau. Wenn ihr mich fragt, die ist so alt wie der Fall der Vergewaltigung.“

Fritz Schlader setzt sich auf und nimmt die Füße vom Schreibtisch.

„Was macht die Frau denn heute?“ fragt er den Kollegen.

„Sie sind vor einiger Zeit gestorben genau wie ihr Mann, war ein Unfall. Die Tochter lebt allein. Ein Kollege von der Droge war zufällig bei mir, als ich das rausfand. Der hat den Namen Irene Trauf schon gehört. Die ist wohl öfters unten am Kaiserplatz kontrolliert worden, war aber immer sauber. Scheint sich dort nur gern aufzuhalten. Der Kollege meinte, Schäle Pott würde sich um sie kümmern. Ich weis nicht ob das Ganze hilft, doch wo ich das doch schon erfahren hab, könnt ihr das auch wissen.“

„Ist richtig, wir werden das mal prüfen. Danke.“

„Hey, Schlager, das ist ja alles ein Zufall. Eben im Klinikum, war der Schäle Pott doch bei der Kranken die da vorbei gerollt wurde.“

„Hab ich nicht drauf geachtet.“

„Na klar, der blöde, gelbe Hut, kann man doch gar nicht übersehen. Kennst du den überhaupt?“

„Wer kennt den nicht?“

„Ich frag mal nach, was der da wollte.“ Pelle nimmt den Hörer vom Telefon und lässt sich mit der Urologie verbinden.

Professor Isenberg sitzt zusammengekrümmt in seinem Verlies. Der Sack vor seinem Gesicht ist verschwunden und eine kleine Leuchte erhellt den Raum. Wenn er sein Drumherum wahrnehmen würde, sähe er ein sauberes Zimmer, das ordentlich aufgeräumt und frischgestrichen ist. Nichts von dem, was er sich in seiner Dunkelheit ausgemalt hat. Doch ihm nicht nach Äußerlichkeiten. Die letzten Stunden haben ihm viel von seinem Stolz genommen. Nie hätte er geglaubt, dass man so etwas von ihm verlangen könnte. Noch weniger, das er zustimmen würde. Wenn dies alles vorbei ist, muss er sein Leben neu ordnen und von einigen Aspekten reinigen.

Im Nebenraum sitzt Dr. Meinberg ebenso verstört auf seiner Matratze. Ihn drängen ähnliche Fragen wie seinem ehemaligen Freund und Trinkkumpane.

„Bingo. Fritz jetzt geht's los.“ Pelle Braun ist ganz aufgeregt.

„Dann erzähl mal.“

Der Kollege erzählt von seinem Telefonat mit dem Klinikum. Dort hat er erfahren, dass Schäle Pott, dort ist er auch unter diesem Namen bekannt, mit einer Schwerkranken Frau angekommen war. Die Frau ist Irene Trauf. Sie war schon des Öfteren zu Behandlung da. Die Nierenerkrankung wird auch angesprochen. Doch hinzukommt, dass unbedingt eine Spenderniere gefunden werden muss, da sie sonst nur wenige Tage zu leben hat. Auf die Frage, ob der Mann noch da sei, bekommt er eine negative Antwort.

„Zählen wir mal eins und eins zusammen“, wirft Schlader ein. „Die Frau ist schwer Nierenkrank und stirbt, wenn sie keine Spenderniere bekommt. Der Meinberg ist Chirurg und das auch noch für diesen speziellen Fall. Stellt sich nur die Frage, was hat der Isenberg damit zu tun?“

„Vielleicht muss der das Geld geben, da er genau wie Meinberg etwas mit der Mutter der Trauf gemein hat.“

„Überleg mal, es ist möglich, dass einer der beiden der Vater ist.“ Schlader beugt sich über den Schreibtisch zu seinem jüngeren Kollegen rüber. Dabei hält er die Akte über die Vergewaltigung hoch.

„Wenn einer der Vater ist, dann wäre er doch auch ein potentieller Spender, oder?“ Pelle ist ganz aufgeregt und springt zum Fenster.

„Aber woher soll Schäele Pott wissen, ob das funktioniert. Wenn Meinberg der Vater ist, hat er keinen Chirurgen und wenn keiner der beiden der Vater ist, was ja immerhin sein kann, dann hat eine Transplantation fatale Folgen.“

„Es hilft nichts, wir brauchen den Kerl, wir müssen eine Fahndungsmeldung rausgeben. Kümmer dich darum, ich werde meine Informanten antriggern. Der ist bekannt wie ein bunter Hund, irgendjemand hat den gesehen, da bin ich mir sicher.“

Ein Stück außerhalb Aachens fährt ein großes Auto am Hintereingang einer Privatklinik vor. Zwei Männer erheben sich schwerfällig von den Rücksitzen. Nachdem sie neben dem Wagen stehen, sieht man, dass ihre Hände gebunden sind. Sie werden von zwei Männern, von denen einer einen hinkenden Gang hat, durch die Hintertür geführt.

Nachdem die Gruppe einige Zeit verschwunden ist, nähert sich ein Krankenwagen der gleichen Tür. Eine Krankenliege wird aus dem Wagen gerollt und dann in das Gebäude gefahren.

Sogleich fährt der Wagen wieder ab. Den Fahrer hat man nicht gesehen. Nur beim Einbiegen in die Zufahrtsstrasse erkennt man ganz kurz einen gelben Fleck im Führerhaus.

Nachdem Fritz Schlader die Fahndung in Gang gebracht hat, Telefoniert er mit dem Klinikum. Es ist möglich, dass sich der Gesuchte dort wieder eingefunden hat. Doch bekommt er eine seltsame Mitteilung. Nicht nur der Gesuchte, sondern auch die Kranke ist verschwunden. Obwohl sie nicht transportfähig ist.

Einige weitere Telefonate und er bekommt Gewissheit, dass auch ein Krankentransport verschwunden ist. Sofort wird auch die Fahndung nach diesem angeleiert.

Nach kurzer Zeit erscheint Pelle Braun im Büro. Schlager informiert ihn über die Neuigkeiten. Auch der andere hat etwas in Erfahrung bringen können. Schäele Pott muss sich wohl seit ein paar Tagen in einem leeren Gebäude in der Innenstadt aufgehalten haben. Es kursieren verschiedene gegensätzliche Gerüchte. Nur der Ort ist bei allen gleich.

Sofort machen sich die zwei Polizisten auf den Weg dort hin. Während der Fahrt fordern sie Verstärkung an.

Nach einigen Minuten bekommen sie einen Anruf, bei dem ihnen die Identifizierung des Krankenwagens gemeldet wird. Dieser befindet sich wohl auf dem Weg zu dem Versteck in der Innenstadt, da er diese Richtung eingeschlagen hat. Schlader informiert seine Kollegen, das sie sich im Hintergrund halten sollen, um nicht unnötige Gefahr für die Geiseln und die Kranke heraufzubeschwören.

Die Nacht ist über Aachen herein gebrochen. Obwohl Sommer, haben doch die dicken Wolken die Stadt zu der noch recht frühen Zeit in ein diffuses Dunkel gehüllt. Normalerweise würde Schlader nun seinen Regenschirm in greifbarer Nähe halten, doch jetzt steht er an eine verrottete Steinmauer gepresst und wartet auf einen Zuruf seines Kollegen. Pelle hat sich vorsichtig dem Gebäude genähert, das ihm von seinen Informanten genannt wurde. Es ist ruhig und unauffällig. Vielleicht zu still hier, denkt er bei sich. Sonst treiben sich in solchen düsteren Ecken allerhand Gestalten rum. Das ist verdächtig. Er läuft um einen alten verrosteten Container und steht unvermittelt vor einem großen Tor. Anhand der Schleifspuren auf dem Boden erkennt er, dass dieses noch vor kurzem geöffnet war. Durch eine Ritze an der

Seite zu Wand, kann er einen Blick in den Innenraum werfen. Von dort strahlt ihm das leuchtende Orange des Krankenwagen entgegen. Er sieht sich um, kann jedoch keine weitere Tür auf dieser Seite erkennen. Vorsichtig drückt er den Griff des Schlosses, das eine Hälfte des Tores verschließt. Gut geölt entriegelt sich der Eingang. Ohne einen Ton öffnet es sich einen Spalt, breit genug für einen Mann. Pelle winkt seinem Kollegen zu, der ihn und das Gebäude im Auge behält. Im Umfeld liegen noch die Besatzungen von weiteren Polizeiautos auf der Lauer. Es kann eigentlich niemand unentdeckt vom Gelände verschwinden.

Nach den ersten Schritten in der großen Garage wird den beiden Kripobeamten klar, dass sie allein sind in diesem Raum. Vorsichtig erkunden sie die weitere Örtlichkeit. Durch einen angrenzenden Flur schleichen sie an einigen unbeleuchteten Räumen vorbei. Kein Geräusch ist zu hören. Am letzten Zimmer angekommen, sehen sie sich unschlüssig an, soweit das in dieser relativen Dunkelheit möglich ist.

Plötzlich erschallt ein lautes „Halt“ aus dem Raum, vor dessen Tür sie stehen.

„Halt, bleiben sie stehen! Ich weiß, dass sie dort sind. Ich hab eine Geisel.“

„Schäele Pott, mach kein Scheiß, komm raus,“ appelliert Pelle. „Wir wissen was du vorhast.“

„Na, wenn schon. Ihr bleibt jedenfalls draußen.“

Den Polizisten bleibt nicht anderes übrig, als der Aufforderung zu gehorchen. Fritz Schlader schleicht sich zurück, um mit anderen Kollegen Kontakt aufzunehmen. Es ist inzwischen ein SEK angefordert worden, die wohl in wenigen Minuten eintreffen werden.

Qualvolle Minuten verrinnen für Pelle Braun, der es sich so weit es möglich ist, bequem gemacht hat. Mehrere Ansprachen seinerseits an den Entführer blieben unbeantwortet.

Die Minuten verstreichen, ohne dass die Einsatzkräfte sich für einen Plan entscheiden können. Gelände und Gebäude sind zu unübersichtlich. Auch ist unbekannt, mit wie vielen Leuten sie es zu tun haben. Daraufhin schleicht Schlader wieder zu seinem Kollegen. Er will ihn gerade ablösen auf seinem Beobachtungsposten, da erklingt in dem Raum vor ihnen der Anrufton eines Handy's. Sie hören nur ein kurzes Hallo, nachdem der Ton verklungen ist, es ist abgehoben worden.

„Hallo, ihr da draußen, ich komme jetzt raus“, hören sie kurze Zeit später die Stimme des Entführers.

„Machen sie keine Dummheiten, wir machen zuerst Licht“, erwidert Schlader. Er nimmt eine Magnesiumfackel zur Hand und zündet sie. Sogleich ist der ganze Raum von einem seltsamen Licht durchflutet. Er wirft die Fackel in den angrenzenden Raum. Dort erhebt sich eine Gestalt aus einer Ecke und kommt mit erhobenen Händen auf sie zu. Ein kurzer Anruf und die Räumlichkeiten wimmeln nur so von Polizisten. Schnell ist der vermeintliche Geiselnnehmer überwältigt.

Das Krankenzimmer ist dunkel beleuchtet. In einem Bett liegt eine blasse Patientin, die an mehreren Schläuchen angeschlossen ist. Durch ein Fenster kann man in den angrenzenden Raum sehen. Dort liegt ein Mann auf einem Bett, auch er ist angeschlossen und von Maschinen überwacht. Ein weiterer Mann, in Arztkittel, steht neben ihm und sieht ihn unverwandt an.

„Paul“, spricht er ihn leise an, obwohl dieser ihn nicht hören kann, „das wahr die letzte Rechnung, die wir noch zu bezahlen hatten.“

Im Nebenzimmer stöhnt die junge Frau leicht auf, doch ihrer Gesichtsfarbe ist anzusehen, dass sie auf dem Weg der Besserung ist.

Der Herbst

Der Herbst des Lebens erntet die Früchte,
süß und rot wie die Liebe,
sauer und prall wie die Sünden,
bitter und schartig wie die Unbilden.
Doch lasst uns das Leben feiern
und die guten Früchte genießen.
Die schlechten ruhen nur in der Erinnerung.

Zwei Schelme

Jacki und Bruto sind wie jeden Abend auf der Pirsch, irgendjemanden einen Streich zu spielen. Sie schleichen durch die dunkeln Strassen, wie nachtaktive Jaguare. Ihre Augen lauern in jeden Winkel und in jedes Fenster, das sich nicht vor der Neugier verschlossen hat. Menschen, denen sie begegnen, betrachten sie mit taxierenden Blicken. Lohnt es sich, sie zu beobachten? Direkte Konflikte meiden die nicht sehr mutigen Streuner. Lieber ist ihnen ein Beobachtungsposten in einem sicheren Versteck.

Die halbe Nacht ist um, da kommen sie an der Schlossgasse vorbei und fast hätten sie diese passiert, da geht Jacki eine Schritt zurück und erkennt eine Gelegenheit. Nicht, das sich etwas Auffälliges gezeigt hätte, doch sein Instinkt zieht ihn förmlich in den Schatten eines zweiflügeligen Tores, das den Blick durch die Gasse freilässt, doch anderseits den Jäger verbirgt. Sein Blick ist wie gebannt auf die Silhouette geheftet, die mit lockerem Schritt voranschreitet. Nichts deutet auf ein Abenteuer hin, doch die Jungen sind sich einig, da geht was.

Die Panther verfolgen ihr Opfer, um im günstigen Augenblick zuzuschlagen. Ihre Latexsohlen schlucken jeden Schritt, ohne ihn zu verraten. Hundert Schritte weiter scheint ihre Jagd zu Ende. Der verfolgte Schatten steht vor einer Tür und eine Minute später schluckt sie diesen.

Die Jäger könnten sich nun abwenden und ein neues Opfer suchen, wenn sie nicht vor einigen Stunden genau aus dieser Tür einen, ihnen bekannten Mann hätten treten und weggehen sehen. Doch genau dieser war der vorherige Schatten nicht. Hinzu kommt, dass letzterer von der Frau des Hauses umarmt wurde.

Bruto flüstert: „Joh, Jacki das ist unsere Chance.“

„Seh ich genau so.“

„Joh, einsperren und sehen was geschieht?“

„Wie immer.“

Die zwei trennen sich und laufen weg.

In dem beobachteten Haus scheinen nur wenige Lichter durch die geschlossenen Rollläden, doch auch die verlöschen bald.

„Joh, Jacki, hast du alles?“

„Du machst die Fenster und ich die Türen.“

Mit einigen Hilfsmitteln gehen die Jungen an die Arbeit und verbarrikadieren das Haus von außen. Sie haben Erfahrung, was die Sperren von innen unlösbar macht. Es bleibt kein Schlupfloch für die Eingesperrten, die nichts von ihrer Gefangennahme ahnen.

„Joh, jetzt kann der Baldur kommen.“

„Der wird sich freuen.“

„Joh.“

Schnell ist ein Versteck gefunden in dem die Jäger sich auf die Lauer legen. Der Morgen graut, als sie dort den Bäcker beobachten, der eine Brötchentüte vor die verrammelte Tür wirft.

Einige Minuten später dringt Licht durch die Rollläden nach draußen und die Erwartung der Beobachter steigt. Bis zu ihnen dringt das Geräusch, das eine Tür macht, die sich öffnen soll und nicht kann.

Die Jungen sehen sich an und geben sich fünf.

Während sich in dem Haus bemüht wird, die Sperren zu lösen, zeigt ein lauter werdendes Brummen an, dass ein Bus die nahe Strasse passiert. Zuvor hat er einige Passagiere ausgespuckt, die auf dem Heimweg sind.

Durch die dunkle Gasse kommt ein Schatten mit schwingender Tasche an der Hand.

„Joh, da kommt er.“

Voller Vorfreude reiben die beiden ihre Hände, während sie das Erstaunen des Mannes erkennen, der vor der Tür steht. Doch von seiner Seite aus ist die Sperre schnell entfernt.

Er öffnet die Tür und verschwindet im Haus.

Nun heißt es warten. Eine leichte Aufgabe für die Jäger.

Eine halbe Stunde ist vorbei, doch es tut sich nichts in dem Haus.

„Der hat sich versteckt und der Baldur merkt nichts.“

„Joh, der Alte geht gleich ins Bett und wir stehen dumm rum.“

Statt einer Antwort zieht Jacki ein Handy aus der Tasche. Er hatte mit eventuellen Schwierigkeiten gerechnet, Erfahrung ist nun mal nicht zu ersetzen. Also hatte er sich bei der Beschaffung des Sperrmaterials die Nummer der Leute rausgesucht, die er nun wählt.

„Herr Baldur?“

„Ja“

„An ihrer Stelle würde ich das Haus durchsuchen, da ist jemand, den sie nicht finden möchten.“

„Wer ist da?“

„Egal, suchen!“

„Einige Minuten später sind alle Lichter im Haus an und wenig später erscheint eine Person an der Haustür, die von einer anderen verfolgt, ins Freie rennt. Im Zickzack laufen sie hintereinander her. Dabei kommen sie auch zu dem Versteck der Jäger, die sich in ihrer Deckung ducken, um nicht gesehen zu werden. Doch es hilft nichts, vier kräftige Hände zerren die Unholde ans Licht und es setzt eine gehörige Tracht Prügel.

„Na, ihr Lümmel, so habt ihr nicht gerechnet, was?“

„Wenn ihr Unsinn macht, dann vergewissert euch, dass es die richtigen trifft. Das ist mein Schwager, der diese Nacht bei uns schläft.“

Schwer angeschlagen ziehen die Jäger sich zurück, während die Opfer laut lachend ins Haus zurückgehen.

Hyänen

Schwarze Wolken, zerrissen, Dämonen gleich
gejagt von Peitschenhieben des Poseidon,
fliehen durch die Nacht.
Tanzen ihren Hexentanz,
keine Melodie, kein Takt.
Mondschein durchdringt sie, ohne zu erhellen.

Hyänen sind umher

Lachen, Kichern wie von Sinnen,
übertönt das Heulen des Sturms.
Woher? Von überall, richtungslos.
Nach Blut lechzend durchstreifen sie die Nacht.
Markieren mit ihren Gemächten ihr Revier.
Furchteinflößend, jedem der wahrnimmt.

Hyänen sind umher

Wölfe heulen in der Ferne,
ihre weißen Atem strömen in das silberne Mondlicht.
Die Beute wartet nicht, will geschlagen werden.
Doch sie meiden die Nähe, trotz Hunger.
Auch der Schreckliche kennt Angst,
vor der größeren Gewalt.

Hyänen sind umher

Nur weg hier, nicht umgeschaut.
Deckung suchen nutzt nicht,
sie riechen, sie hören was mir verschlossen bleibt.
Nur schnell nach Hause, in Sicherheit.
Doch sie sind überall.
Jede Hilfe ist verwehrt.

Hyänen sind umher

Sie haben die Macht.
Nichts bleibt ungesehen, nichts ungehört.
Hilfst du ihnen nicht, bist du Fraß.
Jeder will seine Freiheit retten, sein Leben.
Einheit zerstören, das ist ihre Stärke,
dann zuschlagen und den Magen versorgen.

Hyänen sind umher

Es muss ein Ende sein.
Alpträume vergehen wie der Schlaf.
Offene Augen vertreiben sie
Ich werde mich stellen, nicht mehr fliehen.
So schwer es fällt, ich verharre, schau mich um.
Recke ihnen das Kinn entgegen.

Hyänen sind umher

Hinter Mauern und Hecken bemerke ich sie.
Sie lachen, doch es ist das Lachen des Todes.
Glühende Augen dringen durchs Gebüsch,
wie rotglühendes Eisen,
bohren sich in meinen Leib,
schmelzen den Mut,

Hyänen sind umher

Nein, ihr habt keine Macht mehr über mich.
Der Magen krampft, das Herz drückt.
Ich hab euch in der Gewalt.
Meinem Blick seid ihr nicht gewachsen, meiner Kraft.
Nur Feiglinge und Schwache werden gefressen.
Ich bin frei.

Hyänen sind umher

Der erste Kiefer schlägt ins Fleisch.
Schneidender Schmerz fährt durch die Glieder.
Vorbei ist die Kraft, der Mut.
Andere folgen, getrieben vom Duft des Blutes.
Das Hirn setzt aus, Koma befällt mich, erlöst mich.
Mehr könnt ihr nicht.

Hyänen sind umher

Blutrausch und Gewalt siegt, wenn keiner hilft.
Einreihen war angesagt, nicht Widerstand.
Die Vergangenheit der Zukunft
würde bewältigt,
mit Seelendruck und Schweigen
und den Lügen.

Doch würde ich leben.

Jagosch der Erzähler

Eine Stunde ist schon vergangen, seit Fisch sich in seine Höhle zurückgezogen hat. Wie ein Fötus im Uterus hockt er zusammen gekauert in dem Kunststoffkarton, der in der Lücke zwischen Garagen und Außenmauer klemmt und keinen Raum lässt für Bewegungen. Einzig seine Hände kann er vor das Gesicht führen. Und wie so oft, zählt er die Finger ab. Für jedes Jahr, das er nun schon hier ist, ein Finger. Lautlos sprechen die Lippen die Zahlen, so wie sie alles tonlos formulieren, was ihm seinen Namen eingebracht hat. Seit der Katastrophe hat er keinen Ton mehr von sich gegeben, kein Wort, keinen Schrei und auch kein Schluchzen. Die Gruppe hat ihn aufgenommen, so wie sie jeden aufnahm der sich einfand. Damals hatte das scharfe Schwert des Grauens die Unterschiede eingeebnet und auf ein geringes Maß zu Recht gestutzt. Noch zu frisch sind die Wunden, die sich in die jungen Seelen gefressen hatten, als dass sie Hochmut aufsteigen ließe. Lethargisch verbringen sie die Tage hier in der Gruppe, zusammengehalten durch die Hilflosigkeit ihres Daseins und dem Vertrauen zu Jagosch, der versucht sie durch Geschichten zum Leben zu erwecken. An seinen Lippen hängen sie, wie Organe eines Körpers an der Blutversorgung des Herzens.

Doch Jagosch ist es leid, Führer zu spielen. Die Jungen sollen Verantwortung übernehmen und ihn den alten aus der Pflicht lassen. Darum hat er für die heutige Zusammenkunft eine Rede verfasst, die ihm seine Freiheit hoffentlich zurückgibt.

Umständlich lässt er sich auf den Hocker nieder, der im Brennpunkt der Runde der Zuhörer liegt.

„Ich habe mir unsere ganze Situation genau durch den Kopf gehen lassen. Wir sind ja nun schon eine ganze Weile zusammen. Wir gehen sozusagen gemeinsam einen Weg durch die Wirrnisse dieses Lebens und haben als Ziel eine Erleuchtung des Sinns. Wir sind eine geschlossene Karawane. Doch ihr brütet und brütet, ohne Einigkeit zu erzielen oder es auch nur zu wollen. Bisher habt ihr mich als Leittier akzeptiert oder vielmehr ausgesucht. Doch nun will ich euch etwas sagen. Wo es losging, zu unserem Zug durch die Finsternis, wurde ich als eure Fackel auserkoren, der ihr folgen wolltet. Meine Flamme leuchtete schon, als die Sonne sank und die dicken, dunklen Wolken aufzogen. Woher mein Licht kam, war euch egal. Ihr habt es genommen und vorweg geschickt, damit sein Schein die Anwandlungen eures Geistes und die schwarzen Träume verscheucht, die jeden von euch befiel, wie eine wilde wüste Bestie, die eure ach so empfindlichen Seelen auffressen wollte. Mein Feuer wurde entzündet von einem verirrtten Blitz aus der entfernten Welt eines uninteressierten Gottes, dachtet ihr. Reines Versehen ohne Hintergrund, doch glücklich für diese ängstliche, verdammte Schar zusammen gefundener Schatten. Nichts geschieht zufällig, das wenigstens hättet ihr lernen können. Doch gedankenlos folgt ihr meinem Fanal, darauf wartend, dass eine rote Spur am Horizont den Morgen ankündigt und die Nacht endet. Meine Flamme ist die ganze Reise über gut gewesen, eure Ängste zu vertreiben. Spürt jemand aufkommende Kälte, wärmt er sich an der Glut, die davon ausgeht. Möchte er sich selber sehen, um seiner Eitelkeit Nahrung zu geben, nutzt er das Licht, sich im Spiegel zu betrachten, und verfolgende Schatten entfliehen, sobald es darauf scheint. Ohne mich seid ihr gar nichts und doch zündet ihr mit meinem Feuer eure eigenen kleinen Öfen an, um jeder für sich sein Süppchen zu kochen, das dem Nachbarn den Mund wässrig macht. Hinterher darf dieser es dann kosten, nicht ohne dass vorher reichlich Salz hineingegeben wurde. Ich bin es leid alleine eure Welt zu erhellen. Jeder könnte es tun. Und ich sage euch, wenn alle Fackeln brennen, mit dem Feuer der Erkenntnis und Vernunft, wird die grausame

Nacht vorüber sein. Doch dazu müsstet ihr euer eigenes Holz anzünden. Jedoch genügt es nicht, dieses in meine Nähe zu halten. Gleichzeitig muss die löschende Flüssigkeit, die aus euren trocknenden Herzen strömt, fern gehalten werden. Glaubt mit, die Lichter werden leuchten und nicht mehr verlöschen. Lasst ihr aber nur meines brennen, wird es bald dunkel sein. Als Brennstoff dient mir die Hoffnung. So, wie es bisher ist, entschwindet diese und es wird dunkel. Sollten wir vorher zum Ende der Nacht gelangen, würdet ihr meine Fackel im Schmutz der Straße austreten und mich auf den Müll der Vergessenheit werfen. Doch die nächste Nacht kommt bestimmt. Dann hofft ihr wieder auf einen Blitz, der dann Wärme und Licht bringen soll. Nehmt euren Geist zusammen und plant die Zukunft. Jeder ist gefordert seinem eigenen Herzen und seiner Vernunft zu folgen, auch wenn es einfacher ist, hinter einer Fackel herzurennen. Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte, gab es nur in der Mythologie, und auch dort war es ihm verboten den Menschen das Licht der Erkenntnis zu bringen. Die Götter wussten warum. Also lasst mir einen Rest an Zündstoff. Leuchtet unseren Weg gemeinsam, während ich nach hinten trete. Von dort kann ich dann geruhsam die Lage überblicken und gegebenenfalls Kritik gebend eingreifen.“

Aus den Reihen der Zuhörer kommt ein Zwischenruf.

„Das heißt du legst die Verantwortung ab, um hinterher zu sagen was verkehrt war?“

„Ja, doch nicht so negativ, wie ihr jetzt denkt. Bestimme ich den Weg durch meine Verantwortung, bleibt mir kein Spielraum, die Möglichkeiten unbeeinflusst abzuwägen. Um auf dem rechten Pfad zu wandeln, bedarf es der konstruktiven Kritik. Diese hab ich bisher nicht bei euch bemerkt. Hinter meinem Rücken lasst ihr euren emotionalen Wahrheiten freien Lauf, gebt mir aber keine Gelegenheit, diese zu bejahen oder zu verneinen.

Mir ist klar, dass ich nicht im Besitz der einzigen Wahrheit bin. Je öfter ich sie in Frage stelle, desto mehr Aspekte treten auf. Doch es ist nicht leicht, immer neue Widersprüche zu erfinden, um mich anschließend mit ihnen auseinander zu setzen. Vor unserer gemeinsamen Wanderung hab ich mich zu den Philosophen gezählt. In meinem Bild gehören diese zu einer Gruppe, die in luftiger Höhe über dem Ganzen schwebt und Einblick nehmen kann in die verschiedenen gedanklichen Ghettos der unterschiedlichen Kasten. Diese Einblicke sind gedanklicher Natur. Die meisten Intellektuellen, die auch geistig aufgestiegen sind, bleiben trotz ihres erhöhten Ausblicks immer noch mit dem Grund verbunden, wie Beobachter in Fesselballons mit festen Seilen, welche an der Basis befestigt sind von der der Aufstieg erfolgte. Fast alle bleiben ihr Lebtage gefesselt und haben so ihr Blickfeld eingeschnürt, sie erreichen nie die volle geistige Freiheit. Nur wer diese festen Taue durchtrennen kann und dabei genügend Ballast mitnehmen kann, um nicht ins unendliche All der Überheblichkeit zu verschwinden, hat die Möglichkeit seinen Horizont beliebig oder orientierungsmäßig auszudehnen. Diese frei schwebenden Geister sind die Philosophen. Diese sind nicht mehr fesselbar. Die Intellektuellen können von ihrer Basis eingeholt werden. Manchmal zum Zweck, ihnen einen verantwortlichen Posten zu übertragen. In diesem Fall sind sie wieder in den Mauern ihres Ghettos eingeschlossen und müssen, um einen begrenzten Überblick zu bekommen, Türen benutzen, welche durch die Abgrenzungen führen. Dazu wird aber die Konfrontation und Kompromissbereitschaft zum notwendigen Übel, um den Nachbarn dazu bekommen, ihn durchreisen zu lassen. Dieser Zustand ist mein jetziger. Ihr habt mich festgelegt und ich muss mich mit der Knochenarbeit des Alltäglichen herumschlagen. Dabei bleibt mir kein Raum, alle Aspekte zu beleuchten. Dieses ist aber in unserer Situation, wo jeder Fehltritt uns in die Irre leiten kann, unbedingt erforderlich. Die Führerrolle kann auch jemand anderes übernehmen. Dazu gehören nur etwas Selbstvertrauen und ein wenig Glück. Dieser darf dann aber nicht im Hochgefühl seiner Macht auf jeden Rat verzichten, kommt er nun von mir oder einem Anderen. Vor allem darf die Kritik nicht unterdrückt werden. Dieses ist in der Vergangenheit oft genug vorgekommen.

Wo sich ein Einzelner als unfehlbar einschätzte. Wobei die, wie ich zugebe, unangenehmen Widerstände mit Gewalt ins Unsichtbare getrieben wurden. Dann hatte niemand die Kompetenz, den Weg ins Verderben zu verhindern. Kurz vor dem endgültigen Verderben kam dann meist die Erkenntnis, doch die nachrückende Masse ließ keine Umkehr mit gleicher Führung zu. Dazu hätte dieser Führer durch die Menge der Fehlgeleiteten schreiten müssen, was sie auf die gleiche Ebene gebracht hätte. Meist wurden die Uneinsichtigen von der Masse in den Abgrund gedrängt. Erst dann kamen der Stopp und die Möglichkeit zur Wende, wobei die vorher nach hinten verbannten nun die Richtung angeben konnten. Lassen wir es hier bei uns nicht so weit kommen, entlasst mich aus der Verantwortung. Es ist für uns alle besser. Es ist nun eure Entscheidung.“

Mit diesen Worten verlässt er die ratlos Sitzenden.

Platz der Erkenntnis

Lautlos gleitet die Gestalt, einem Schemen gleich, am Ufer des Okeanus vorbei, geführt von Hermes und dem Gekreische der Meeresvögel, die unbeeindruckt zwischen Treibgut nach Essbarem suchen. Doch mehr sie sich ihrem Ziel, dem Eingang nähern, verstummt aller Lärm. Der geflügelte Götterbote drückt seinem Begleiter wortlos die Münze, die er ihm beim Verlassen der sterblichen Hülle aus dem Mund genommen hat, in die Hand, damit er seinen Obolus beim Fährmann leisten kann. Dann weist er ihm den Weg, die steile Treppe hinab, zum Ufer des Styx. Hier auf dem Abgang hinab zum Hades versiegen alle Töne. Alle Schritte, welche die Stufen hinab zum Steg gehen, sind stumm.

Die Fluten des Flusses sind einem schwarzer Spiegel gleich, in dem sich die Ankömmlinge ein letztes Mal betrachten können. Es ist kein wirkliches Sehen, sondern eine Betrachtung aus dem Gedächtnis, das hier so kurz nach dem Ableben noch frisch ist und immer noch dem Leben zugewandt ist. Während die Gestalt auf den Fährmann wartet, der sich ohne Aufforderung einstellen wird, lässt sie die Umgebung auf sich wirken. Doch das ist wenig genug. Das Ufer entlang drängen sich Nebelschwaden, die einem Gebüsch gleich den Übergang zum Wasser verdecken. Durch diese winden sich körperlose Schatten, die ihre Zeit abwarten, welche sie benötigen, um auch ohne Obolus den Fluss passieren dürfen.

Kurze Zeit später nähert sich ein hölzerner Nachen, in dessen Inneren sich eine aufrechtstehende Person befindet. Es ist Charon, der Fährmann, der sein Gefährt ohne Bewegungen steuert. Auch wirft dieses keine Wellen auf oder verzerrt den glatten Spiegel. Wortlos legt er am Steg an. Sein Körper ist vollständig von einem schwarzen Mantel umhangen. Nur das Gesicht zeigt sich dem Fahrgast kurz beim Einstieg. Ob dieser es als Furcht erregend oder freundlich erkennt, liegt in dem vergangenen Lebenswandel begründet. Der jetzige Gast, sieht eine grimmige Teufelsfratze aus die Kapuze sehen. Doch hat er in seinem Leben soviel Schreckliches gesehen, dass der Anblick ihn nicht schockt. Im Gegenteil setzt er sich ruhig auf den einzigen Sitz, der sich im vorderen Teil des Bootes befindet. Er wähnt sich auf dem Weg ins Elysium und seine Zuversicht lässt keinen Platz für Befürchtungen. Ohne Ungeduld nimmt er die Fahrt in Kauf.

Nach einiger Zeit, diese ist hier keine Maßeinheit mehr, sondern die Erinnerung an etwas Gewesenes, erreichen sie einen weiteren Steg, der aber nicht mehr aus Holz gefertigt ist, sondern aus reinem Nebel zu sein scheint. Überhaupt gibt es hier nichts anderes als Rauchschwaden, die geruchlos ihre ungeordneten Bahnen ziehen. Zwischen diesen zeigt sich ein schmaler Weg, der wiederum einem Schleier gleich einem Ziel zustrebt. Dieses zeigt sich nach kurzer Zeit in Form einer Mauer, gebildet aus riesigen Quadern, die geformt aus Nebelbänken, keinen Durchtritt zulassen. Der Ankömmling muss sich vor einem dichten Vorhang gedulden, bis der Pförtner sich ihm nähert und den Durchlass freigibt.

Eine unsichtbare Glocke ruft diesen herbei. Lautlos öffnet sich eine schmale Öffnung und der neue Gast trägt seine hagere Gestalt mit festem Schritt die Festung. Dort erwartet ihn eine dünne, irisierende Wolke, die sich ihm in den Weg stellt.

„Wer bist du?“ raunt ruhig eine Stimme, die sich wie ein eigener Gedenke ins Bewusstsein schreibt.

„Ich bin der Mann, welcher der Religion Allahs den Platz in der Welt wiedergegeben hat, der ihr gebührt.“

„Das war dein Verdienst?“

„Ja, denn die ungläubigen Teufel waren auf dem Weg, den wahren Glauben auszuwaschen und dann farblos wegzuwerfen. Das habe ich verhindert. Nun steht die Religion Mohammeds wieder in gleißendem Licht um der Menschheit Orientierung zu geben.“

„Du sprichst von der Religion Mohammeds, den Islam. Sie ist auch die Deinige?“

„Aber sicher, das wisst ihr doch. Ich habe mein Leben lang jeden Tag meine vorgeschriebenen Gebete gesprochen und die Gebote des Korans geachtet. Alle Annehmlichkeiten des Lebens schob ich in den Hintergrund, um mein Vorhaben, den Islam in die Welt zu tragen, zu realisieren. Und nun habe ich mein Leben für diese Religion gegeben, indem ich meinen Körper bei einem Gefecht mit dem gottlosen Feind geopfert habe. Ich erwarte dafür das Paradies, wie es geschrieben steht.“

„Wenn du immer die Gebote des Koran gelesen und befolgt hast, wie konntest du dann die Befehle zu so vielen Verbrechen geben?“

„Welcher Verbrechen?“ Die Stimme hat etwas von ihrer Sicherheit verloren und ein scharfer Unterton sich eingeschlichen.

„Die vielen Attentate und Anschläge, an so vielen Orten der Erde.“

„Ohne diese Aktionen hätten wir nicht die Aufmerksamkeit bekommen, die ein Wechsel der Gesinnung der Welt benötigte.“

„Dabei sind unzählige Menschen ums Leben gekommen, auch Frauen und Kinder.“

„Es waren doch Ungläubige.“

„Du würdest also ausschließen, dass bei den Anschlägen Muslime umgekommen sind?“

„Woher sollte ich denn wissen, wer zu dem Zeitpunkt in den Gebäuden oder auf den Straßen war. Ich hatte mir mehr Opfer gewünscht, unsere Planung war von viel größeren Zahlen ausgegangen, doch auch so wurde die Weltbevölkerung aufgeweckt und für unser Anliegen sensibilisiert.“

„Im Koran steht, dass es eine der größten Todsünden ist, einen unschuldigen Glaubensbruder zu töten.“

„Aber, es ging nicht anders.“

„In der zweiten Sure des Koran werden die Menschen beschrieben, die sagen, sie glauben an Allah und den Jüngsten Tag, doch sie sind keine Gläubigen. Sie versuchen Allah und die Gläubigen zu betrügen, und doch betrügen sie nur sich selbst, ohne dass sie dies empfinden. Zu diesen Leuten gehörst du. Du hast die Schrift nur nach deinem Gutdünken ausgelegt, ohne den göttlichen Sinn dahinter zu suchen.“

„Ich suchte nur das Beste für die Menschen.“

„So, so. Gehe durch diesen Gang zu dem Platz, der sich dort auftut und setze dich auf die Bank, die du dort vorfinden wirst!“

Mit verwirrtem Blick, doch ohne den Kopf zu senken schwebt der alte Mann durch einen Tunnel der sich vor ihm öffnet und sofort wieder schließt, nachdem er passiert hat. Seine Haltung ist nicht mehr so stolz wie bei der Ankunft.

Im Entschweben vernimmt er noch eine Glocke, die aus einem anderen Teil dieses Raumes erklingt.

Auch an diesem Tor öffnet sich der Eingang und ein Mann betritt mit forschendem Schritt den Innenraum. Ohne die Wolke zu beachten geht er vor und dreht sich suchend im Kreis.

„Hallo, ich bin der Präsident des mächtigsten Landes der Erde.“

„Ich weiß, wer du bist“, antwortet die Wolke mit freundlichem Ton.

„Dann zeige mir den Weg zu Gott, damit ich mich an seine Seite setzen kann.“

„Und diesen Platz hast du dir verdient?“

„Ja. Ich rang auf der Erde mit der Achse des Bösen. Die ungläubigen Kommunisten haben wir, da war ich leider nicht alleine erfolgreich, unschädlich gemacht. Und die islamischen Terroristen haben wir überall auf der Erde bekämpft und auch besiegt. Den Koreanischen Gewaltherrschern die Daumenschrauben angedreht, das sie vor Angst geschrumpft sind. Wir sind wieder die anerkannte Nr. 1 der Welt. Wo wir herrschen, ist Wohlstand, Zufriedenheit und Freiheit.“

„Und diese Taten berechtigen zu einem Platz direkt neben Gott?“

„Wenn nicht mir, wem denn sonst steht dieser Platz zu?“

„Du bist ein gläubiger Christ?“

„Auf jeden Fall. Täglich habe ich meine Gebete verrichtet und mich um meine Kirche gekümmert. Gottesdienst war mir immer sehr wichtig. Mein Glaube und meine Gebete haben mir in meinen Entscheidungen den Weg gewiesen.“

„Dann kennst du auch die Gebote, die durch die Bibel auf die Welt gebracht wurden?“

„Aber sicher, habe ich doch mein Leben nach diesen ausgerichtet.“

„Das wichtigste Gebot ist doch das der Nächstenliebe?“

„Ja. Ohne dieses Gebot hätte ich mich doch gar nicht so sehr um die Belange der Weltbevölkerung gekümmert.“

„Wie siehst du denn die Belange der armen Bevölkerung des Landes, das ihr eurer Ansicht nach befreit habt und die seit der Befreiung von der Herrschaft des Despoten noch schlechter gestellt ist. Oder die Belange der Geknechteten afrikanischer Staaten, die von Bürgerkriegen gemartert werden, welche von Konzernen inszeniert werden, um die Bodenschätze der Länder besser ausbeuten zu können. Oder die Obdachlosen in eurem Land. Die nicht mehr gezählt werden und vom Staat vergessen werden.“

„Das sind doch nur Kollateralschäden, die nicht auszuschließen sind. Sicher tun mir die Menschen leid, doch sind viele Sachen nicht anders machbar.“

„Gehe durch den Tunnel da vorne und setze dich auf die Bank, die du vorfinden wirst. Ich muss zu einer anderen Tür, die Glocke hat mich gerufen.“

Die Wolke schwebt weiter und erreicht einen dritten Eingang, der sich gerade öffnet. Davor steht ein kräftiger Mann, der vorsichtig den Kopf durch das Tor streckt. Auf dem Kopf trägt er eine runde Kappe, die Kippa, welche sein weißes Haar nur teilweise verdeckt.

„Tritt ruhig näher“, fordert ihn die Stimme aus der Wolke auf.

„Ich bin der Ministerpräsident Israels, dem einzigen Staat Jahwes.“

„Ich weiß, wer du bist.“

„Dann weißt du auch, dass ich mich immer bemüht habe für die einzig wahre Religion den richtigen Rahmen zu schaffen. In dem Land und auf dem Boden, das Gott dem Volk Israels geschenkt hat.“

„Aber das Land war doch nicht leer, zu keiner Zeit.“

„Nein, es wurde verunreinigt durch die Anwesenheit von ungläubigen Völkern. Doch die waren nicht vereint und wir sind gut mit ihnen fertig geworden. Nur haben sie nicht begriffen, das wir es doch nur gut mit ihnen gemeint haben.“

„Du meinst, ihr habt sie bei euch arbeiten lassen, nachdem sie zuerst vertrieben wurden?“

„Ja, die waren doch so arm und durch unseren Aufbau haben sie doch auch ihr Einkommen gehabt.“

„Und wenn sie nicht so wollten wie ihr es wolltet, wurden sie mit Gewalt in die Schranken gewiesen.“

„Wie es geschrieben steht, Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

„Und du denkst, das war Gott gefällig?“

„Es gibt nur einen wahren Glauben und nur ein Volk Gottes, das wisst ihr hier doch am besten. Und für dieses Volk habe ich mein Leben hergegeben.“

„Und du denkst, die Welt ist erschaffen, damit ein einziges Volk als auserwählt gilt?“

„So steht es geschrieben. So habe ich es immer gesehen.“

„Geh durch den Tunnel zu der Bank, die dort am Ende auf dem Platz steht und warte!“

Aus der Ferne erklingt erneut die Glocke und ruft die Wolke zu einem vierten Tor. Vor diesem steht ein kleiner blasser Mann mit ungläubigem Gesicht. Unentschlossen tritt er ein.

„Hallo, ich bin der Präsident des größten Staates der Erde.“

„Wir kennen dich.“

„Wo bin ich hier?“

„Was hast du erwartet, nachdem dein irdisches Leben einen Abschluss gefunden hat?“

„Nichts, für mich gab es nie ein Dasein nach dem Tod.“

„Und so war es dein Streben, deine Macht im irdischen Leben ausschöpfen.“

„Wo denn sonst?“

„Hast du nie verspürt, dass es einen Drang ins Innere gibt, der vom leiblichen Leben wegdrängt?“

„Doch, ich habe es aber immer erfolgreich beiseite geschoben. Es gab große Aufgaben zu bewältigen.“

„Du meinst, den russischen Staat zusammen zu halten.“

„Ja, er wäre zerfallen, wenn ich nicht mit aller Gewalt dagegen angegangen wäre.“

„Ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Bevölkerung.“

„Wenn ich auf alle Menschen Rücksicht genommen hätte, wäre alles aus dem Ruder gelaufen. Mit dem Ende des Kommunismus, waren doch keine Regularien mehr vorhanden.“

„Du hast gehandelt, wie die Zaren vor deiner Zeit gehandelt hätten. Deren Feudalherrschaft hat der Kommunismus ein Ende gesetzt. Doch für das Volk hat sich nichts geändert. Nur die Privilegien wurden anders verteilt. Gehe durch den Tunnel dahinten und setze dich auf die Bank, die du vorfinden wirst.“

Der schwächliche Mann schwebt in seinem dunklen Anzug durch den Nebel und sieht nach kurzer Zeit die beschriebene Bank. Er setzt sich hin und sieht sich um. Es ist zu diesig, um Genaues zu erkennen. Doch scheinen noch andere Besucher anwesend zu sein. Er erkennt die Umrisse von drei weiteren Gestalten, die sich auf separaten Bänken platziert haben.

Eine Weile sitzen die Ankömmlinge dort auf dem gespenstischen Platz. Alle hängen ihren Gedanken nach. Niemand traut sich umher zu gehen. Sie sind von der kritischen Begrüßung verunsichert.

Plötzlich erhellt sich der Platz und alles ist klar zu erkennen. Erstaunt betrachten sich die vier Männer, die im Leben erbitterte Feinde oder Gegner waren.

Von oben senkt sich die Wolke auf den Platz und schwebt dann im Mittelpunkt der Vierergruppe.

„Jetzt seid ihr am Ziel eurer Bemühungen. Dieses hier ist die Asphedeloswiese, der Platz, an dem es sich entscheidet. Ich bin Minos, euer Moderator.“

„Was soll das hier?“ erhebt der Russe zuerst die Stimme. „Ich hatte kein Ziel und bin nun überrascht, die drei anderen hier zu sehen.“

„Nur weil du kein Ziel im Jenseits hattest, kommst du nicht um eine Abrechnung herum“, fällt der Amerikaner ihm ins Wort. „Und diese wird hier kommen, da könnt ihr sicher sein.“

„Du glaubst an eine Gerichtsverhandlung, die hier stattfindet?“ ertönt es aus der Wolke.

„Was denn sonst. Hier geht es dem islamischen Terroristen an den Kragen, für seine Verbrechen. Und ich bin der Kläger“, ist er sich seiner Rolle gewiss.

„Das glaubst du“, fährt ihn Genannte an. „Du stehst hier vor Gericht. Den Ungläubigen droht die Hölle und du hast sie tausendfach verdient.“

„Und was soll ich hier?“ mischt sich der Jude ein.

„Du bist mein Zeuge“, entscheidet der Amerikaner.

Ein greller Blitz und darauf folgender Donner bringt die Männer zum Schweigen.

„Hier gibt es keine Gerichtsverhandlung und hier wird auch kein Urteil gesprochen“, kommt es aus der Wolke. „Ihr habt alle vier euer Leben in eurem Kulturkreis gelebt, jeder nach den Vorgaben seiner Religion. Jedenfalls dachtet ihr das bis vor kurzem. Doch ich sage euch, es gibt nicht viele, die ihren Glauben so betrogen haben wie ihr. Für euch, mit Ausnahme des Russen, waren die Gebote der Religionen so wichtig und doch habt ihr dagegen verstoßen. Ihr glaubt an einen Gott, der für alle Menschen zuständig ist.“

„Ja, Allah und Mohammed, sein Prophet“, schreit der Hagere.

„Unsinn, Jahwe ist der einzige Gott, von ihm gehen eure Götter doch nur aus“, kommt die Antwort von der jüdischen Seite.

„Nein, Gott in seiner Dreifaltigkeit ist die Wahrheit“, verteidigt der Christ seinen Glauben.

„Ruhe!“ befiehlt die Wolke mit einem strengeren Ton. „Ihr glaubt, es gibt nur einen Gott. Wenn es aber nur einen einzigen Gott gibt, dann ist der des jeweils Andersdenkenden auch

dieser eine. Jeder gibt ihm nur eine andere Fassade, doch im Innersten sind sie gleich. Und auch der Kommunismus mit seiner Ideologie hat den gleichen ursprünglichen Hintergrund. Es ist immer die Regelung des Umgangs der Menschen untereinander gewesen, die Anlass zu Glaubensbekenntnissen geliefert hat. Es waren immer die primitiven Menschenrechte, nichts Kompliziertes. Es geht um die einzelnen Leben. Wer die nicht achtet, versündigt sich.“

„Ich habe immer nur meine Glaubensbrüder im Sinn gehabt, die erst von den russischen und dann von den amerikanischen Imperialisten unterdrückt wurden. Was hätte ich denn sonst tun sollen, um zu meinem Seelenheil zu gelangen“, windet der Moslem sich.

„Bei mir war das auch nicht anders. Mein Volk war der Ansporn für mein Tun“, wirft der Amerikaner ein.

„Ihr hattet alle Möglichkeiten, euch ein wertneutrales Bild zu machen. Keiner von euch brauchte sich von seiner Religion zu entfernen, um dem Allgemeinwohl dienlich zu sein. Für dich wäre es ein Leichtes gewesen mit deinem Charisma und deinem Vermögen, die islamischen Staaten zu drängen für die eigenen Glaubensbrüder in den armen Staaten der Welt ein erträgliches Leben zu gewährleisten,“ wendet sich die Wolke an den Moslem, „ohne Willkür einiger selbtherrlichen Stammesfürsten und korrupten Regierungen. Nebenher hättest du ein Selbstbewusstsein lancieren können, das dem Islam ein gleichwertiges Ansehen in der Welt gebracht hätte. Und du Amerikaner, hättest von deiner Stellung aus die Industrialisierung in Bahnen lenken können, die der Menschheit als Ganzes gedient hätte und nicht nur einigen Kapitalisten, die nur in der Mehrung ihrer Besitztümer ihren Lebenszweck sahen. Und du Jude, hättest die Anfänge der Einigung und Frieden mit den Palästinensern durch Rabin weiterführen können. Es wäre nicht nur diesen, sondern deinem eigenen Volk von Vorteil gewesen. Schalom wäre nicht nur eine Grußformel. Die Spirale der Gewalt weiter zu drehen war der schlechteste Weg. Und zuletzt du, Russe. Der Kommunismus hatte so gute Ansätze, die es zu verteidigen galt. Auch nach Ende dieser Staatsform hätten diese gehalten werden können. Doch du hast den Weg des Kapitalismus verstärkt, was zu Auswüchsen führte, die du ohne Gewalt nicht mehr in den Griff bekamst.“

„Ich habe mich stets an die Vorgaben des Korans gehalten und seine Suren so ausgelegt, wie ich es für Richtig erachtete“.

„So war es bei mir mit der Bibel, sie war der Standpunkt meines Handelns.“

„Bei mir war es die Thora, die mein Handeln beeinflusste.“

„Ich hab keine Religion, der ich folgen konnte, doch mein Trachten lag in meiner Vergangenheit als Kommunist.“

„Jeder von euch hat sich seine eigenen Regeln gemacht und sie dann so interpretiert, dass sie in das enge Korsett der jeweiligen Ansicht passte. Jede Religion, die sich auf Schriften bezieht, kann ausgelegt werden. Doch ihr habt die Auslegung immer gegen die Menschen gerichtet, nicht dafür. Jedes eurer Bücher wurde vor Jahrhunderten oder sogar Jahrtausenden geschrieben, von Menschen, die sich in besinnlichen Stunden, vielleicht unter dem Eindruck von äußerer Gewalt oder Unbilden hinsetzten und Regeln ausarbeiteten die human und den jeweiligen Bedingungen angepasst wurden. Doch die Zeiten haben sich geändert und die Menschen und ihr Umfeld auch. Die Erkenntnisse der modernen Forschung stehen vielen Aussagen der alten Bücher entgegen. Also müssen auch die Aussagen angepasst werden. Doch ihr wolltet die Gesetze der Vergangenheit einfach auf die heutige Zeit übertragen, wie es euch gerade recht war. Und das Ganze ohne Kritik zuzulassen, weder von außen noch von innen. Doch die Seele der jeweiligen Religion habt ihr beiseite geschoben.“

„Und was geschieht nun?“ Von der Überheblichkeit des Amerikaners ist nichts zurück geblieben.

„Wer urteilt nun über uns?“ In der Stimme des Moslems liegt eine gewisse Furcht.

„Wer ist Jahwe und wo ist er?“

„Die Frage ist falsch. Nicht wer ist Gott sondern was ist Gott. Gott ist die Allgemeinheit aller Menschen und der Welt, der Kosmos. Ihr habt euch eure eigenen Bilder von Gott gemacht. Und das, obwohl es euch Juden und Moslems verboten ist, Gott ein Gesicht zu geben.“

„Ich hab Allah nie als Bild gesehen.“

„Du hast gebetet, Allah ist groß und mächtig. Er besiegt die Feinde des Islam. Wenn das kein Bild ist. Für dich war er immer ein mächtiger Mann, der, wenn er will, mit seinem Krummsäbel ins Leben eingreift. Wenn den Amerikanern ein Leid zustieß, war es Allah, der seine Feinde bestrafte. Doch wenn beim Hatsch in Mekka hunderte Pilger tot getrampelt wurden, war es ein Unglück.“

„Und was geschieht jetzt“, der Russe fühlt sich außerhalb der religiösen Diskussion.

„Ihr werdet euch vor euch selber verantworten müssen. Eure Sünden werden euch verfolgen, auf Ewigkeit. Ihr seid verantwortlich für das Ende von tausender Leben, die nicht mehr zur Erkenntnis der Menschheit beitragen konnten.“

„Bedeutet das, die Hölle. Der Teufel übernimmt die Bestrafung?“

„Ihr seid eure eigenen Teufel. Jeder für sich und jeder macht sich seine eigene Hölle, so wie jeder seinen eigenen Himmel machen könnte. Jeder ist für sich verantwortlich.“

„Zuletzt noch, wer bist du, wir kennen nur deinen Namen?“ Der Kommunist kann seine Neugier nicht mehr zügeln. „Zeigst du dich?“

Es dauert eine Weile und es macht ein kleines Geräusch und die Wolke verzieht sich. In der Mitte des Platzes hockt eine Frau. Erstaunt betrachten die vier Männer das Wesen, in dem jeder etwas anderes erkennt. Es ist aber immer das Bild einer Frau, die gekrümmt vor den Leiden des Lebens zusammengebrochen ist. Die Mutter, die an der Leiche des Mannes oder des Kindes weint. Die Frau, die durch die Männerwelt gedemütigt wird und deren Identität verwischt wird.

„Ihr seid erstaunt. Doch eines sage ich euch, wer nicht die Frauen und ihren Wert erkennt, der ist verloren. Die Männer haben die Kraft, doch Leben schenkt die Frau. Beides zusammen ergibt die Zukunft. Und diese Zukunft habt ihr durch euer Machtdenken vielfach vernichtet. Das ist eure Sünde und die werdet ihr nicht los.“

Damit schließt sich die Wolke und entschwebt. Die vier Männer bleiben ratlos und vor Angst stumm zurück, bevor sie den Weg nach Tartaros, dem Ort des Grauens antreten, an dem jeder für sich mit seinen Sünden konfrontiert wird, für alle Zeiten.